

Interview mit Dr. med. Bruno Durrer, Bergarzt in Lauterbrunnen Auf Hausbesuch mit Cross-Töff, Skiern und Helikopter

Der 56-jährige Dr. med. Bruno Durrer ist Bergarzt mit Leib und Seele. Er bezeichnet sich selbst als Bergler, ist Haus-, Not- und Rettungsarzt in einem. In der Nähe seiner Praxis für Allgemeinmedizin in Lauterbrunnen steht eine AirGlaciers-Helikopterbasis. Pro Jahr gibt es bis zu 200 Einsätze. Die umfassende medizinische Grundversorgung des ganzen Lauterbrunnentals, zu der auch Hausbesuche gehören, stellt er mit seinem neunköpfigen Team sicher. Die Nähe zu seinen Patienten liegt ihm am Herzen. Sorgen macht er sich indessen um den fehlenden Nachwuchs an Bergärzten allgemein.

Herr Dr. Durrer, sehen Sie sich als Bergarzt? Können Sie sich mit dieser Bezeichnung identifizieren?

Ja, sehr gut sogar. Ich bin nämlich seit bald 30 Jahren auch Bergführer und seit 22 Jahren in der Bergrettung tätig. Zudem bin ich Initiant und Mitbegründer der Schweizerischen Gesellschaft für Gebirgsmedizin, aktiver Notarzt, Ausbilder für Gebirgsrettung und in diversen Kommissionen und Fachgruppen tätig. Als Bergarzt bin ich nicht zuletzt auch Ansprechpartner für die Bergbauern.

Sie sind quasi der fliegende Haus- und Rettungsarzt aus Lauterbrunnen. Ist Ihre Arbeit typisch für einen Bergarzt oder sind Sie da eher die Ausnahme?

Es gibt im Unterwallis bei der AirGlaciers auch Ärzte, die Praxisarbeit und Helirettungen kombinieren. Das Schöne für mich ist, die Arbeit als Mediziner mit meiner Leidenschaft für die Berge verbinden zu können.

Stimmt der Eindruck, dass Ihnen an Ihrer Arbeit vor allem der Notfalldienst und insbesondere die Bergrettung gefallen?

Dieser Teil der Arbeit ist sicher der aufregendste, aber die Kombination mit der Grundversorgung macht es wie gesagt aus. Ich bin genauso gern Grundversorger. Es ist eine befriedigende Arbeit. Stellen Sie sich vor: Es gibt Familien, bei denen ich vier Generationen betreuen darf!

Ist die Beziehung Arzt-Patient in Bergregionen enger?

Ich denke die Beziehung ist in den Bergen – oder auf dem Land allgemein – schon enger. Man wächst zusammen, es entwickelt sich eine herzliche Beziehung. Ich habe in meiner Praxis übrigens noch nie einen Anrufbeantworter zwischengeschaltet. Es nimmt immer jemand ab. Das direkte Gespräch mit den Patienten ist uns wichtig.

Sind Patienten in den Bergen anders als im Flachland?

Ein wenig schon. Es kommt vor, dass mich ein Tourist auch in Bagatellfällen nachts um zwei aus dem Bett holt. Wenn mich hingegen ein Einheimischer nachts um zwei anruft, und sich zuerst dafür entschuldigt, weiss ich, dass es ein dringender Notfall sein muss.

Tragen Menschen in Bergregionen mehr Sorge zur Gesundheit?

Sie bewegen sich durch ihre Arbeit sicher mehr – hier gibt es schliesslich wenige Bürojobs. Vielleicht hat man hier auch einfach eine dickere Haut. Ein Bergler geht nur zum Arzt, wenn er ihn auch wirklich braucht.

Unterscheidet sich ein Bergarzt von einem Hausarzt im Flachland?

Ein Bergarzt ist ein Landarzt in den Bergen. Nur dass man hier noch etwas mehr mit den Extremen der Natur und mit den Jahreszeiten leben muss – mit Kälte, Lawinen und Überschwemmungen. Zudem arbeitet ein Bergarzt enger mit der Feuerwehr, dem SAC, den Hüttenwarten und mit anderen Organisationen zusammen.

Welche menschlichen Qualitäten zeichnen einen guten Bergarzt aus?

Man muss Menschen gern haben, das ist das Wichtigste. Das gilt aber für alle Grundversorger. Als Bergarzt muss man vielleicht etwas genügsamer sein, z. B. in Bezug auf Kultur. Auf regelmässige Kino- oder Theaterbesuche muss man da schon verzichten. Dafür hat man mehr Natur.

Sie waren dabei, als im März die zwei jungen Bergsteiger tot vom Eiger geborgen wurden.**Gab es schon Situationen, in denen Sie als Bergarzt an Grenzen gestossen sind?**

Gerade solche Einsätze lassen mich nicht unberührt, aber an eine Grenze bin ich bisher nie wirklich gestossen, nein. Meine Arbeit gefällt mir sehr gut. Ohne meine Frau hätte ich sie aber – mit drei mittlerweile erwachsenen Kindern – nie ausüben können. Ich musste mir von meinen Kindern oft sagen lassen, dass ich mir zwar Zeit für sie nahm, dann aber doch immer weg musste. Das ist ein Nachteil meiner Arbeit. Ich muss auch in der Freizeit erreichbar sein und im Notfall einspringen. Selbst beim Skifahren ist das Mobiltelefon oder Funkgerät immer am ‚Füdl‘.

Welche Geschichte aus Ihrem Arbeitsalltag ist Ihnen speziell in Erinnerung geblieben?

Da kommt mir eine alte Frau in den Sinn. Sie lebt auf dem höchstgelegenen, ständig besiedelten Bauernhof im Kanton Bern. Als sie sich eines Tages das Bein verletzte und nicht mehr gehen konnte, sattelte ich die Skier. Mit dem Rettungsschlitten konnten wir sie ins Tal bringen und versorgen. Es ist schön, wenn man als Bergarzt auch Menschen in schwer zugänglichen Regionen ein gesundes Leben ermöglichen kann.

Sie kommen aus Goldau, arbeiten aber seit 22 Jahren in Lauterbrunnen. Was hat Sie ins Berner Oberland geführt?

Ich hatte in Zürich studiert und meine Dissertation über die Luftrettung gemacht. Und ich war schon immer ein leidenschaftlicher Bergsteiger. Es war für mich deshalb klar, dass ich Grundversorgung mit Notfalldienst und Bergrettung kombinieren wollte. Hier in Lauterbrunnen habe ich meine Nische gefunden.

Wie gross ist Ihr «Einzugsgebiet»?

Mein Team und ich decken zusammen Lauterbrunnen, Mürren und auch das Schilthorn sowie das Jungfraujoch ab. Einige Orte können nur mit Seil- oder Bergbahn erreicht werden. An diversen Anlässen wie dem Lauberhornrennen, dem Jungfraumarathon oder dem Infernorennen sind wir zudem als Notärzte im Einsatz.

Wie sieht Ihr typischer Arbeitsalltag aus?

Einen typischen Tag gibt es nicht. Das ist auch sehr saisonabhängig. Neben der normalen Praxistätigkeit muss man gelegentlich bei schlechtem Wetter auch zu Fuss ausrücken. Für eine terrestrische Bergrettung verbrachte ich kürzlich einen ganzen Tag auf dem Jungfraujoch. Zuerst die Fahrt hinauf mit der Bahn, dann die Suche mit Ski und GPS nach einem vermissten Alpinisten und schliesslich, leider der traurige Teil, die Bergung der Leiche.

Wie lange arbeiten Sie durchschnittlich?

Ehrlich gesagt – ich weiss es nicht. Zusammen mit meinen beiden Assistenzärzten garantieren wir einen 24h-Rundumdienst. Pro Jahr gibt das gut 180 bis 200 Dienstage. Für Notfälle wird man auch nachts aus dem Bett gerissen. Da zählt man keine Wochenstunden mehr zusammen.

Gehen Sie auch auf Hausbesuche?

Ja, selbstverständlich. Und weil wir in den Bergen sind, kann dies auch mal mit Cross-Töff, Ski, Mountainbike, Seilbahn oder mit dem Helikopter sein. Der Helikopter-Landeplatz befindet sich direkt hinter meinem Haus. Wir fliegen bei bis zu 200 Helikopter-Einsätzen pro Jahr mit. Dabei handelt es sich aber meistens um Gebirgsrettungen und Skiunfälle.

Kürzlich haben Sie einen weiteren Assistenzarzt angestellt. Wofür?

Ich brauche Assistenten für den 24h-Rundumdienst, vor allem für die Notfälle. Ausserdem decken wir diverse Sport- und andere Grossanlässe ab. Mit einem vernünftigen Mass an Ferien und Freizeit macht man eine bessere Arbeit als Bergarzt.

Wie sind Sie fündig geworden?

Ich versuchte es über verschiedene Kanäle, auch über die neue Plattform www.bergarzt.ch. Dort schaltete ich ein Gratisinserat auf, worauf sich ein halbes Dutzend Interessenten meldeten. Nach einigen Gesprächen habe ich die richtige Person gefunden und angestellt.

Diese Plattform anzustossen war wirklich eine gute Idee der Berghilfe. Wir haben so etwas dringend gebraucht. Die Plattform erleichtert die Suche. Ausserdem hilft sie, auf die Problematik der medizinischen Grundversorgung in den Bergregionen aufmerksam zu machen. Die Bergärzte sind eine bedrohte Spezies - in vielen Bergregionen herrscht Notstand. Ärzte, die in Pension gehen, werden nicht durch jungen Nachwuchs ersetzt.

Was müsste getan werden, damit der Beruf des Bergarztes attraktiv bleibt?

Die Rahmenbedingungen werden durch die Politik ständig verschlechtert, statt verbessert. Ich sehe nur eine Lösung, wenn sich die Ärzte zusätzlich vernetzen, z.B. mit der Spitex, und sich in Ärztezentren vereinigen. Zudem müssten mehr Teilzeitpensen geschaffen werden, um auch Ärztinnen mit Kindern den Einstieg in die Grundversorgung zu erleichtern.

Wie lange werden Sie Ihren Job noch machen?

Ich bin jetzt 56 und möchte, wenn die Gesundheit mitspielt, bestimmt noch zehn Jahre anfügen. Ich werde mich aber schon früher etwas entlasten und dafür zusätzliche Assistenten anstellen.